

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Wilhelmi, J.: Zwei Kriegskameraden. Nach einer wahren Begebenheit

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

## Zwei Kriegskameraden.

Nach einer wahren Begebenheit von J. Wilhelmi.



Es war im Jahre 1866. Ich war kaum sechs Jahre in pfarramtlicher Tätigkeit in einer Gemeinde des nassauischen Rheingaus. Erregte Zeiten waren angebrochen. Schon das Jahr 1865 hatte jene seltsamen Zudrungen gezeigt, die großen Ereignissen voranzugehen pflegen. Die Spannung zwischen den beiden deutschen Großstaaten, Oesterreich und Preußen, war auf das höchste gestiegen. Sie konnte, das fühlte man, nur durch des Schwertes Schneide oder nach dem geflügelten Worte Bismarcks „durch Blut und Eisen“ gelöst werden. Wir in Nassau, und zumal im Rheingau, waren in einer schwierigen Lage. Der Regent des Landes stand auf österreichischer Seite, auf die ihn die ganzen Erinnerungen der Vergangenheit — hatte er doch in Wien seine Jugendzeit verlebt — drängten; der größere Teil der Bewohner Nassaus, soweit sie nicht klerikal waren, neigte sich zu Preußen, war doch unser Weinbau und im nördlichen Teile des Herzogtums der Bergbau und Hüttenbetrieb, überhaupt unser ganzer Handel auf ein inniges Zusammengehen mit Preußen hingewiesen.

Und nun brach der Krieg los, und Nassau stellte sich auf die Seite Oesterreichs. Da schwankte das Herz vieler hin und her. Nach der einen Seite zog es die Liebe zum Herzog, einem edlen, wohlmeinenden Monarchen, nach der andern Seite die naturgemäße Hinneigung zu dem preussischen Staate.

Sogleich bei Beginn des Krieges war die freiwillige Liebestätigkeit auf dem Plane. Barmherzige Schwestern, Diakonen und Diakonissen, freiwillige Pfleger und Pflegerinnen eilten auf den Kriegsschauplatz, und aus unserer Gegend wandten sie sich nicht nach dem weitentfernten Böhmen, sondern nach dem Main, wo die preussische Mainarmee gegen die

Süddeutschen kämpfte, wo unsere Söhne und Brüder im Felde standen. Auch aus meiner Gemeinde meldete sich eine Reihe von Jünglingen und Jungfrauen, die in der Pflege der Verwundeten und Kranken auf dem Kriegsschauplatz tätig sein wollten. Sie bedurften einer Führung. So zog ich denn in Gemeinschaft mit einem benachbarten Geistlichen in den letzten Tagen des Juli mit elf Diakonissen und freiwilligen Pflegern und Pflegerinnen aus.

Ich will die schwierige Reise in jenen Tagen, da vielfach der Eisenbahnverkehr auf weite Strecken unterbrochen war, der Weg durch feindlich einander gegenüberstehende Truppen ging, nicht weiter schildern, nicht die hochinteressante Leiterwagenfahrt durch die Waldungen des Speffart, da wir in dem durch Wilhelm Hauff bekannten „Wirtshaus im Speffart“ übernachteten.

Die ehemalige Räuberherberge war nun von preussischen Truppen, von freiwilligen Pflegern überfüllt. Auf dem Flur lagerten dicht nebeneinander preussische Soldaten, in ihre Mäntel gewickelt, auf dem flachen Boden oder auf einem Häufchen Stroh im Schlaf, in dem Wirtszimmer drängten sich Neuangekommene, eine bescheidene Erquickung suchend. Es war ein malerisches Bild.

Nach einer unruhigen Nacht fuhren wir in der Morgenfrühe weiter nach Würzburg, wo, nur durch den Main getrennt, Preußen und Bayern einander gegenüberstanden. Dort fanden wir die Lazarette auskömmlich von Pflegern und Pflegerinnen besetzt, und so zogen wir weiter nach Tauberbischofsheim.

Tauberbischofsheim zeigte überall noch die Spuren des erbitterten Kampfes, der am 24. Juli dort getobt hatte. Die Wände der Häuser trugen zahlreiche Kugelspuren, an den Wohnungen waren vielfach die Läden heruntergerissen und die Dächer teilweise von Geschützkegeln zerstört.

Preußen und Württemberger hatten hier in hartem Kampfe gegeneinander gestanden. Dreimal waren die Württemberger mutig über die Tauber vorgezogen, und dreimal waren sie von der meist aus Westfalen bestehenden Division Göben zurückgeworfen worden. Die ganze Misere des Kleinstaatenums zeigte sich hier offen vor unseren Augen. Die Gegend hatte widergehallt von dem Donner der Geschütze und dem Geknatter des Kleingewehrfeuers, und die verbündeten süddeutschen Truppen hatten die Württemberger allein gelassen. Zwei Stunden von Tauberbischofsheim hatten Hessen und Nassauer gelagert, die Offiziere hatten ihre Generale bestürmt, dem Schlachtendonner entgegenzueilen und den Verbündeten zu Hilfe kommen zu dürfen, aber es war ihnen entgegnet worden, man habe sich erst gestern geschlagen, heute seien die Württemberger dran. Während die Preußen, wo nur das Getöse eines Kampfes ihnen entgegenklang, darauf zueilten, um einzugreifen, fehlte bei den Verbündeten das elementarste Zusammenhalten. Die Hessen und Nassauer vergnügten sich bei Harmoniemusik, während die Schwaben im blutigen Kampfe standen. Es mußte so sein; es sollte

eben in diesem Kriege offenbar werden, wie verrottet der Zustand der Bundesarmee sei, so daß es ihr ergehen mußte, wie fünfzig und hundert Jahre vorher der Reichsarmee, im Volksmunde die „eilende Reichsarmee“ genannt, die mangels inneren Zusammenhaltes überall auseinandergepresst wurde.

Im Lazarett in Tauberbischofsheim fanden wir in bunter Mischung verwundete Preußen und Württemberger friedlich nebeneinanderliegen. Unsere Dienste bei denselben wurden dankbar angenommen, aber nur für die nächste Zeit. Es war die Ankunft anderer freiwilliger Pfleger unter Führung eines Jochamiters angekündigt, die in wenigen Tagen erwartet wurden. So sollten wir denn bis zu ihrem Eintreffen hier bleiben, um dann nach einem größeren Lazarett in der Nähe, wo es noch an der rechten Versorgung der Verwundeten fehlte, abgeschoben zu werden. Mir wurde ein kleiner Saal anvertraut, in dem ich unter Beistand eines Gehilfen die leibliche und geistige Pflege der Kranken zu übernehmen hatte. Der am schwersten Verwundete war ein württembergischer Füsilier, der einen Schuß in die Brust erhalten hatte. Viel reden konnte man nicht mit ihm, noch weniger vermochte er zu antworten; aber dankbar nahm er jede Liebeserweisung, jedes freundliche Wort, das man an ihn richtete, an. Daß er nicht lange mehr zu leben habe, sah man auf den ersten Blick. Zweimal ist es mir begegnet, daß, wenn ich ein Wort an ihn richtete, ihm einen Dienst der Liebe erwies, ein Blutstrom sich seiner gequälten Brust entrang. Da galt es nur, seine Schmerzen zu lindern, ihm das letzte Stündlein zu erleichtern. Ich hatte einen Tag und eine Nacht bei ihm gewacht. Gegen Abend zog ich mich, todmüde wie ich war, von ihm zurück, um einige Stunden zu ruhen. Der Heilgehilfe vertrat mich an seinem Lager. Als ich nach Anbruch d. s. Tages in den Saal zurückkehrte, war man schon daran, den eine Stunde zuvor Verstorbenen wegzutragen, und das Todesbett des Heimgegangenen zu einer Lagerstätte für einen anderen Verwundeten herzurichten.

Wer war der Entschlafene? Niemand wußte es genauer. Ein toter Württemberger, das war genug in der damaligen Zeit der Verwirrung. Das einzige, das über seine Verhältnisse vielleicht Auskunft geben konnte, war ein Brief, den der Heilgehilfe in seinen Beinkleidern gefunden hatte, und den er mir überreichte, damit ich daraus, wenn möglich, die Persönlichkeit des Verlebten feststelle. Es war ein zerknitterter, zerlesener Brief, sichtlich von der Hand eines im Schreiben weniger Geübten. Er stammte, wie schon die Anrede ergab, offenbar von der Schwester des Toten.

Kirchberg, den 19. Juli 1866.

Mein lieber Bruder Konrad!

Du stehst draußen mit den Kameraden im Felde, und Tag und Nacht denken wir hier in der Heimat an Dich, wie es Dir wohl gehe. Da will ich Dir schreiben in der Hoffnung, daß wir vielleicht auch ein Briefchen mit Nachrichten von Dir erhalten können.

Wir wissen es ja, wie schwer Dir das Schreiben draußen sein wird. Wie der Herr Lehrer uns sagte, seid Ihr viel auf dem Marsch und bedrängt von den preussischen Soldaten. Ach, möchte doch der liebe Gott bald dem Kampfe ein Ende machen, und Dich uns heil und gesund zurückgeben! Jeden Mittwoch halten wir Betgottesdienst, und ist die Kirche ganz voll von Leuten, auch solchen, die nicht, wie wir, Brüder und Söhne im Kampfe haben. Denn alles nimmt an Euch herzlich Anteil. Am letzten Mittwoch hielt der Herr Pfarrer den Betgottesdienst über den 27. Psalm. Es war gar bewegend, als er uns ermahnte, uns nicht zu fürchten, denn Ihr ständet draußen in Gottes Hand, der der Herr sei über Leben und Tod. Wir sangen: „In allen meinen Taten laß ich den Höchsten raten.“ Aber trotz allem ist die Furcht doch nicht ganz von uns genommen. Es ist ja für uns gar schwer, Dich nicht zu haben und um Dich uns zu bangen, wo Michele so schwächlich ist, und der Vater, seit er die Überfahmung gehabt, auch nicht mehr so kann, wie er will. Gott der Barmherzige erhalte Dich uns!

Sonst geht es im Haushalt ganz ordentlich. Der Michele arbeitet, was er kann, und ich mühe mich auch ab, damit Du alles in gutem Stande findest, wenn Du wiederkommst. Auch Dein Mariele hilft uns fleißig, obwohl es sehr sorgenvoll ist und viel um Dich weint. Es legt noch einen Brief an Dich bei. Hoffentlich treffen Dich unsere Briefe.

Gott sei mit Dir, lieber Bruder! Lasse bald etwas von Dir hören. Viele Grüße von uns allen.

Deine treue Schwester Barbara.“

Dies der Brief, aus dem nur einige unwesentliche Ortsneuigkeiten hier weggelassen sind.

Obwohl man im Felde im täglichen Anblick so vielen Elendes ziemlich abgehärtet wird, las ich doch den Brief mit tiefer Bewegung. Ich dachte mich hinein in den Schmerz des Vaters und der Geschwister, wenn sie die Nachricht von dem Tode ihres

Angehörigen empfangen, in den Schmerz des Mariele, das wohl seine Braut war. Der Brief von ihr, auf den die Schwester hingewiesen, lag nicht an.

Da der Brief ohne Umschlag und ohne Adresse war, beschloß ich, ihn an den Ortsgeistlichen zu



senden, der wohl die Absender leicht ermitteln und ihnen die erschütternde Nachricht von dem Tode des Sohnes und Bruders überbringen könne. Bei der damals herrschenden Unterbrechung der Verkehrsverhältnisse dauerte es etwa acht Tage, bis ich Antwort erhielt. Der Verstorbene, so schrieb mir mein Amtsbruder, sei Konrad Schässer, Sohn eines ältern Landmannes, Sebastian Schässer, der schon viel Trübsal erlitten, seine Frau und mehrere Kinder verloren und nun den Heimgang des jüngsten, sehr tüchtigen Sohnes zu betrauern habe. Der ältere Sohn, Michele, sei nicht stark, viel von Rheumatismus geplagt, so daß Konrad die Stütze seines alten Vaters, der vor einem Jahre erst einen Schlagfluß — Überföhrung, wie man dort jagt — erlitten, gewesen sei. Die ganze Familie sei unbescholten und sehr brav, und bedauere das ganze Dorf tief diese neue, schwere Prüfung, die über sie gekommen. Das Mariele sei die Braut des Konrad, die alleinlebende Tochter des verstorbenen fröhlichen Lehrers, ebenso ein unbescholtenes frommes Mädchen, das sich seither durch Nöharbeiten für die naheliegende Stadt ernährt habe. Es sei ihm, so schrieb der Geistliche weiter, eine schwere Aufgabe gewesen, der Familie die Nachricht von dem Tode Konrads zu bringen; er habe es mit großer Vorsicht tun müssen, da der Gesundheitszustand des alten Vaters viel Rücksichtnahme nötig mache. Die Angehörigen Konrads hätten ihm nun heute, nachdem sie den ersten Schmerz überwunden, gesagt, sie seien entschlossen, nach Tauberbischofsheim zu reisen, um das Nähere über den Heimgang Konrads zu hören und sein Grab zu besuchen. Den Brief der Barbara Schässer sandte er, wie ich gebeten, mit deren Zustimmung zum Andenken an das Erlebte an mich zurück.

Zwei Tage später wurden die Angehörigen Konrads mir gemeldet. Ein alter Landmann, die Spuren viel erlittenen Erdenleids auf dem Angesicht tragend, die Tochter und die Braut des Verlebten, alle in Schwarz gekleidet. Der Michele hatte zu Hause bleiben müssen.

Es waren ernste, erschütternde Stunden, die ich mit ihnen verlebte. Von dem schweren Leiden des Sohnes sagte ich nichts, um den Schmerz der Trauernden nicht zu vermehren. Aber ich erzählte, er sei fromm und gottergeben gestorben, so daß mich seine Geduld tief gerührt habe.

„Er war immer,“ erwiderte der Vater Schässer, „ein frommer und gottesfürchtiger Sohn; nie hat er mir Kummer gemacht, vielmehr mir in meinen Leidestagen von Herzen beigestanden.“

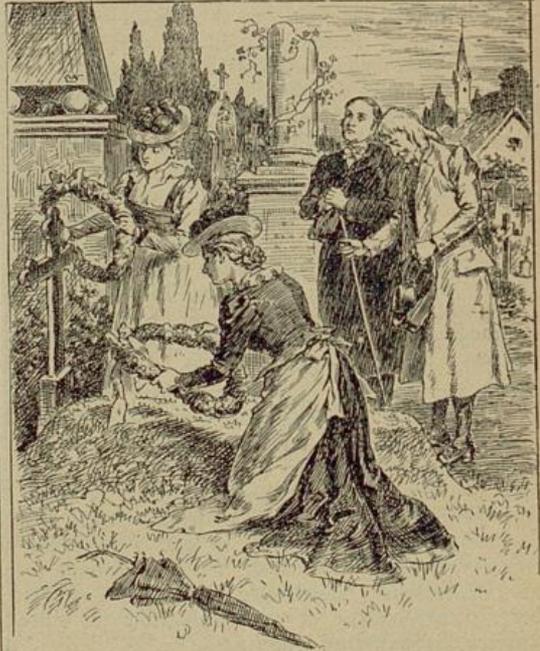
Die Schwester und die Braut schluchzten leise. Vor allem der Braut, einem lieblichen Mädchen mit feinen Gesichtszügen und sprekenden schwarzen Augen, ging alles sehr nahe, ihr, die durch den Tod des Bräutigams offenbar das innigste Liebesband gelöst sah.

Längere Zeit brauchte ich, die Trauernden in ihrem neuen Schmerzausbruch wieder etwas zu beruhigen, daß sie vernögend waren, mit mir auf den Friedhof

zu geben. Den alten Vater unterstützte ich, tröstliche Worte zu ihm redend, die Mädchen gingen nebenher. Das Grab lag mitten unter vielen neu aufgeworfenen Gräbern; wir hatten es mit einem schlichten Kreuze bezeichnet. Weinend knieten, während ich ein Gebet sprach, Braut und Schwester an dem Grabhügel nieder. Dann legten sie die mitgebrachten Kränze als letztes Liebeszeichen auf das einsame Grab.

Am Abend vertieften sie Tauberbischofsheim, den Ort, da alle ihre Hoffnungen vernichtet lagen.

Kaum war mir in meinem Amtsleben das Leid des Scheidens in so erschütternder Weise nahegetreten. In jenen Tagen aber war nicht Zeit, dem Schmerz



Dann legten sie die Kränze auf das einsame Grab.

viel nachzuhängen. Am folgenden Tage schon trafen die für Tauberbischofsheim bestimmten Pflger und Pflgerinnen ein, und ich verließ mit meiner Schar den Ort, um eine Pflgestation in Wertheim zu übernehmen, wo noch Hilfe not war.

In Wertheim zeigte sich uns ein ganz anderes Bild. Wenn Tauberbischofsheim ein Feldlazarett für die Schwerverwundeten hatte, so fanden wir in Wertheim ein Reservelazarett, in das die Leichtverwundeten und Genesenden abgeschoben worden waren. Wir hatten hier Kranke und Leichtbleierte zu pflgen, von denen nur ein Teil an das Bett gefesselt war, während die meisten frei umhergehen durften. Hier trug einer den durch einen Schuß verwundeten Arm in der Binde, dort gingen andere mit verbundener Stirn umher oder konnten sich nur mittelst einer Krücke fortbewegen. So konnten denn für sie in der zu einem Lazarett umgewandelten Schule Gottes-

dienste im kleinen eingerichtet werden, Gebetstunden, Abendmahlsfeiern, die vielfach herzeindringender gefeiert wurden, als solche in den herrlichsten Kirchen. Auf einem alten Harmonium, das sich vorfand, spielte ein Leichtverwundeter nach dem Gehör ein einfaches Kirchenlied: „Ach bleib mit deiner Gnade“ oder „Was Gott tut, das ist wohlgetan“, die Männer sangen mit, und dann folgte die Ansprache und eventuell noch die Kommunion, die mit tiefer Nührung gefeiert ward.

Doch bald nahete eine ernstere Prüfung. Man raunte sich zu, daß hier und da Choleraerkrankungen vorgekommen seien, und in Kürze war es kein Geheimnis, daß diese furchtbare Krankheit sich bei uns eingemischt hatte und ihre Opfer forderte. Sie führte meist sehr rasch zum Tode. Ein junger Arzt, der abends noch Krankenbesuche gemacht, war um vier Uhr morgens schon an der Cholera gestorben. Zwei Heilgehilfen, die mittags noch mit uns bei Tisch gesessen, erlebten den andern Morgen nicht mehr. Zwei uns gegenüber wohnende Damen, deren Fenster in den Hof des Lazarets gingen, auf den unvorsichtigerweise die Entleerungen von Choleraerkranken gebracht worden waren, wurden an einem und demselben Tage hinweggerafft. Es waren erschütternde Tage, wenn jeden Morgen die Kunde von neuen Erkrankungen oder Todesfällen an uns kam, und ich gestehe, daß es auch mir tiefernt um das Herz ward im Hinblick auf die unheimliche Krankheit, die mit so furchtbarer Schnelligkeit den Menschen packte und es jedweden ins Gedächtnis rief: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfassen.“ Hatte ich doch daheim ein junges Weib gelassen, das nichts ahnte von der Gefahr, in der wir schwebten, und zwei lieblich aufblühende Kinder.

Doch es galt hier, unverrückt in seiner Pflicht zu stehen. Viel Hilfe konnte ja der Geistliche den von der Cholera Ergriffenen nicht leisten, da sie meist in Bewußtlosigkeit dalagen. Aber es galt doch, täglich mehrmals die Krankenzimmer zu besuchen, dadurch den Pflégern den Mut zu stärken, und an die Kranken, die nicht bewußtlos waren, ein ermutigendes tröstendes Wort zu richten. Ein Oberarzt war eingetroffen, der neue Maßregeln anordnete, auf eine strenge Lüftung der Krankenzimmer, die seither verschlossen geblieben waren, drang und mit stärkeren Heilmitteln eingriff.

Unter den Kranken war ein Württemberger, der eine nicht schwere Schußwunde an der Achsel des rechten Armes gehabt, und nun, in der Genesung begriffen, der Cholera anheimgefallen war. Der Arzt gab für ihn wenig Hoffnung, da der durch die Schußwunde geschwächte Mann nicht genug Widerstandskraft haben werde, die tödtliche Krankheit zu überwinden. Aber seine Widerstandskraft erwies sich stärker, als man geglaubt. Der Kranke ward in ein besonderes Zimmer gebracht, sein Leiden milderte sich, und nach wenig Tagen konnte man schon hoffen, ihn dem Leben zu erhalten. Ich ging ab und zu bei ihm, ihn durch Handreichung und Zuspruch auf-

zurichten; sichtbar lebte er auf, und nach etwa acht Tagen durfte er als gerettet betrachtet werden. Er hatte etwas sehr Zutrauliches in seinem Wesen, wie Zutrauen und Offenherzigkeit ja auch eine hervortretende Eigenschaft des schwäbischen Volkscharakters ist.

Als ich ihn eines Morgens besuchte, fand ich ihn außer Bett, und er fragte mich, ob er eine Gefälligkeit von mir erbitten dürfe, deren Gewährung ihm sehr am Herzen liege. Ich bejahte dies als selbstverständlich, und so bat er, ich möge ihm doch einen Brief an die Seinen schreiben. Sie seien gewiß, da sie keine Nachricht von ihm hätten, in großer Unruhe um ihn; aber zuerst habe er wegen seiner Armwunde nicht schreiben können und dann sei er von der Krankheit befallen worden, so daß er niemand um den Liebedienst für ihn zu schreiben, habe bitten können. Ich möge, so fuhr er fort, vorzüglich Auskunft geben über sein Ergehen, von der Cholera aber, die ihn ergriffen habe, nichts sagen, da der Vater leidend sei und nicht zu sehr erschrecken dürfe. Er habe zwar, so erzählte er weiter, vor allem an seine Braut zu schreiben, aber diese werde sofort, wenn ich Nachricht über ihn gegeben, von den Seinen davon benachrichtigt werden, so daß auch sie beruhigt sei. Er gab mir die Adresse seines Vaters an: Sebastian Schäßler in Kirchberg.

Unwillkürlich fuhr ich zusammen, als ich diesen mir bekannten Namen hörte. Er hatte das bemerkt und fragte, ob ich vielleicht den Namen schon vernommen.

Doch ich hatte mich schon gefaßt und bedacht, daß ich dem noch leidenden jungen Mann nicht sagen dürfe, was mich bei Angabe der Adresse seines Vaters so tief bewegte. Dazu durchkreuzten mich in diesem Augenblick noch die verschiedensten Gedanken. Es war mir noch ganz und gar unklar, wie es möglich sei, daß der alte Landmann, mit dem ich in Tauberbischofsheim das Grab seines Sohnes besucht, denselben Namen trage, wie der Vater meines jetzigen Schutzbefohlenen.

So erwiderte ich nur, daß ich in Tauberbischofsheim einen verwundeten württembergischen Füsiliere kennen gelernt, der meiner Erinnerung nach auch in Kirchberg seine Heimat habe.

„In Kirchberg? Das müßte Simon gewesen sein,“ antwortete mir mein Pflegling: „Wir waren unserer drei aus meinem Heimatsorte, außer mir noch Johann Rabenbach bei der Artillerie und Karl Simon, der mit mir in derselben Kompagnie stand. Er war mir besonders befreundet. In der Schule haben wir nebeneinander gesessen und sind zusammen konfirmiert worden. Noch am Abend vor der Schlacht bei Tauberbischofsheim habe ich mit ihm zusammengesseßen, von der Heimat mit ihm geplaudert und ihm, da wir uns trennen mußten, einen am Tage vorher eingetroffenen Brief meiner Schwester gegeben, damit er daraus erfahre, wie es in unserem Orte stehe. Der Arme hatte ja niemand, der ihm von dort Nachricht gab.“

Langsam ging mir ein Licht auf.

„Und haben Sie den Brief wieder erhalten? Ich interessiere mich für solche Briefe an die im Felde Stehenden?“

„Nein. Am anderen Tage wurden wir schon in der Morgenfrühe alarmiert, die Preußen rückten heran, die Vorbereitungen zum Kampfe wurden getroffen, und da ich gleich bei Beginn der Schlacht verwundet ward, sahen wir einander nicht mehr. Haben Sie vielleicht etwas von Simon gehört? Wissen Sie, wie es ihm ergangen ist? Er lebt doch wohl noch?“

Ich erwiderte ihm, daß sein Freund schwer verwundet gewesen und gestorben sei, eine Mitteilung, die er mit bewegtem Herzen vernahm, um aber doch die Bemerkung daran zu knüpfen, daß er eine Waise gewesen sei, dem keine Eltern oder Geschwister nachweinten.

Die Eröffnung, die der Soldat mir gemacht, hatte mich tief ergriffen.

Daß eine Verwechslung der beiden württembergischen Krieger stattgefunden, und daß wir den noch Lebenden als tot betrauert hatten, war mir klar geworden. Der an Schaffer gerichtete Brief, der in den Beinkleidern des verstorbenen Simon gefunden worden war, hatte die Irrung veranlaßt, Schaffer sei der Verlebte. Aber ich erkannte, daß ich dem kaum etwas Genesenen die volle Wahrheit noch nicht enthüllen, ihm nicht sagen dürfe, daß er als tot von den Seinen betrauert werde.

Ich bedurfte Zeit zu überlegen, was zu tun sei, und so legte ich denn Konrad dar, ich wolle zu Hause den Brief an die Seinen schreiben und nachmittags mit demselben zurückkehren, damit er ihn vor der Abendung lesen könne. Damit gewann ich Zeit, mich auf das Weitere zu bestimmen.

Am Nachmittag kehrte ich zurück. Das hatte ich eingesehen, daß durch ein Schreiben nach Kirchberg in diesem Falle nichts zu erreichen war. Ich durfte denen, die den Sohn, Bruder und Bräutigam schon als tot betrauert, nicht plötzlich die briefliche Kunde bringen, daß er noch lebe. Nur mündlich und nach und nach konnte dem alten, kränklichen Vater und den Seinen die frohe Botschaft beigebracht werden. Darum sagte ich Konrad, ich wollte nicht schreiben, sondern selbst nach Kirchberg fahren; ich habe mit dem Pfarrer dorten in Briefwechsel gestanden, so daß ich ihn gern persönlich kennen lerne. Bei dieser Gelegenheit könne ich besser, als durch einen Brief, seinen Angehörigen mitteilen, wie es um ihn stehe.

Er war damit einverstanden, und ich machte mich am folgenden Tage auf nach Kirchberg. Die Bahn brachte mich ziemlich nahe an den Ort. Von der letzten Bahnhstation hatte ich noch zwei Stunden zu gehen. In Kirchberg besuchte ich zunächst den Geistlichen. Der war ob der wunderbaren Kunde hocherstaunt und erfreut. Lange saß ich im Gespräch mit ihm. Endlich nach längerer Beratung kamen wir überein, daß ich allein in das Schäffer'sche Haus gehen solle, da ich so besser, als wenn mein Amtsbruder zugegen sei, der Familie vorsichtig die frohe Nachricht überbringen könne. Der Pfarrer sagte

mir, wo das Schäffer'sche Haus sei, in dem ich wohl auch die Braut Konrads treffen werde; sie sei auf Wunsch des alten Schaffer zu ihm gezogen, der sich nur ungern von ihr, gleichsam dem letzten Vermächtnis seines Sohnes, trenne.

Ich trat in ein freundliches Gehöfte. Ein in guter Ordnung gehaltener Obst- und Gemüsegarten zog sich um drei Seiten des Hauses herum, während die vierte Seite von dem Hof und den Wirtschaftsgebäuden begrenzt war. An der Wand der Südseite des Hauses rankte sich ein gut gepflegter Weinstock, an dem schon die Trauben sich färbten, in die Höhe, blühende Rosen standen auf einem Beet an der Haustüre. Alles gab das Bild eines behaglichen Wohlstandes und zeugte von der Arbeitsamkeit und Ordnungsliebe des Besitzers.

Im Wohnzimmer traf ich alle bis auf den Michele, der eben nach dem Vieh sah, versammelt. Der Hausvater war mit einer Schnitarbeit beschäftigt, ihm zur Seite seine Tochter bei einer häuslichen Verrichtung und seine Schwiegertochter an einer Näharbeit. Sie erkannten mich sogleich und bewillkommten mich herzlich, wenn auch wehmütig bewegt. Die Braut mit ihrem sinnigen Blick, den von Tränen umflorten Augen machte in ihrer schwarzen Kleidung vor allem einen tiefbewegenden Eindruck.

Bald brachte, was mir auch lieb war, der Vater das Gespräch auf seinen Verlust.

„Ich,“ sagte er, „bin ein alter Mann, meine Tage sind gezählt, und bald werde ich hier auf Erden nicht mehr zu leiden haben, sondern vereint werden mit meinen Lieben, die mir vorausgegangen; aber leid tut es mir um meine Kinder und vor allem um das Marielu, die mir wie eine Tochter an das Herz gewachsen ist.“

Das schöne Mädchen neigte seinen Kopf auf des Vaters Schulter und weinte heftig.

Wie gern hätte ich getröstet, den Trauernden gesagt, daß nicht zur Trauer Anlaß sei, sondern zur Freude! Aber ich mußte noch davon schweigen. Nur langsam und nach und nach durfte den Tiefbetrübten die Freudekunde, daß Konrad noch lebe, nahe gebracht werden.

Ich wußte nichts Rechtes zu sagen, so lenkte ich denn das Gespräch auf die Schrecken des Krieges im allgemeinen, auf die schwere Krankheit, die in Wertheim gewütet, auf die Leiden, die über so viele Eltern und Angehörige von Kriegern gekommen seien. Und dann fuhr ich langsam fort, darzulegen, wie doch manchmal alles ganz anders komme, als man erwartet. Ich erzählte, daß die Zeitungen aus Böhmen Nachricht gebracht von einem verwundeten Soldaten, der als tot auf einem Karren unter den Leichen gefallener Krieger fortgeführt worden sei und in dem man doch nachträglich noch Spuren von Leben entdeckt habe, also daß er in der Pflege seiner Eltern, die ihn aufgesucht, zur Genesung geführt worden sei.

„Die glücklichen Eltern,“ sagte der Vater, „mir gibt niemand meinen Konrad wieder.“

Ich schwieg anfangs, sah ihn dann still an und

sprach: „Es geschehen noch immer Zeichen und Wunder; öfter als man denkt, führt Gott uns aus tiefer Not zur Errettung. Glaubt das nur.“

Der alte Vater blickte mich zweifelnd an. Doch die Braut, der die Liebe Ohr und Blick geschärft hatte, schien besser mein anfängliches Schweigen und meine darauf folgenden dunklen Worte deuten zu können, sprang erschreckt auf und eilte auf mich zu: „Herr Pfarrer, Sie verhehlen uns etwas.“ Und als ich nicht antwortete, sondern nur liebevoll und freundlich ihr in die Augen blickte, fuhr sie fort: „Sagen Sie, ist etwas geschehen? Konrad, Konrad, er lebt doch nicht noch?“

Alle fuhren entsetzt auf.

Da sah ich, daß hier ein längeres Versteckenspielen nicht mehr nötig sei, und so antwortete ich: „Gott



Doch die Braut sprang erschreckt auf und eilte auf mich zu.

läßt oft mitten in der tiefsten Leidensnacht die Freude aufgehen. Ja, Eurer Konrad lebt. Es war eine Verwechslung geschehen; der in Tauberbischofsheim Verstorbene war ein anderer. Ich habe Konrad noch gestern gesehen und bringe Euch allen seine Grüße.“

Dem Gefühlsausbruch der drei Leute, zu denen sich noch der Michele gesellt, zu schildern, ist fast unmöglich. Die Braut hatte mit verklärtem Blick die Arme gen Himmel gebreitet: „Konrad, Konrad, o barmherziger Gott!“ Dann war sie neben dem Sessel des Vaters in die Knie gesunken. Der Alte saß mit gefalteten Händen sprachlos da, die beiden Mädchen lagen weinend auf den Knien und bargen das Haupt auf seinem Schoße, während der Michele tiefbewegt im Hintergrunde stand. Ich mußte erzählen, darlegen, wodurch man der Verwechslung der beiden Soldaten auf die Spur gekommen, wie der Konrad aufs neue am Rande des Grabes gestanden, als er an der Cholera erkrankt gewesen, wie aber nun die Gefahr vorüber sei.

Am liebsten hätten die Leute sofort die Pferde, angespannt, um mit mir aufzubrechen nach Wert-

heim, den Verlorengegläubten dort zu umfassen. Davon aber konnte keine Rede sein. Auch Konrad bedurfte der Schonung nach seinem immer noch angegriffenen Zustande. Ich mußte erst mit dem Arzte sprechen, wann er ohne Gefahr für seine Gesundheit die Seinen sehen könne. Es mußte ihm zunächst langsam beigebracht werden, daß er schon als tot sei betrauert worden.

Auch der Ortsgeistliche, der mittlerweile eingetreten war und herzliche Worte zu den Anwesenden sprach, die Nachbarn und Freunde des Hauses, unter denen sich mit großer Geschwindigkeit die Kunde von dem Geschehenen verbreitet hatte, rieten, die Reise nach Wertheim noch vorläufig aufzuschieben. Die Angehörigen Konrads erkannten dies als richtig an, und ich versprach ihnen, nach Rücksprache mit dem Arzte sofort zu schreiben, wann sie kommen dürften.

So ward denn nur für mich der Wagen gerüstet, auf dem mich Michele mit stinken Pferden gegen Abend zur Bahnhstation brachte. Er hatte Tannenzweige auf seinen Hut und an seine Peitsche gesteckt und saß mit seiner von Rheumatismus etwas gekrümmten Gestalt fröhlich auf dem Vorderstis des ländlichen Fuhrwerks. Als ihm ein lecker Burjche mit Rücksicht auf seinen grünen Schmuck scherzhaft zurief: „Der Michele ist Hochzeiter,“ knallte der sonst ob seines Leidens leicht reizbare junge Mann laut mit der Peitsche und rief lustig zurück: „Ja, und den Herrn Pfarrer hat er gleich bei sich.“

Was soll ich weiter sagen von der Eigriffenheit des Konrad, als ich ihm nach und nach alles beibrachte, und ihm erzählte von dem Jubel der Seinen, daß sie ihn wieder hätten, daß seine Braut zuerst die Wahrheit erkannt! Was weiter von dem Glück, das über die Familie kam, als sie einige Tage später einander sehen durften! Ich bin ein Mann. In dem Schwere, das ich in den letzten Monaten hatte sehen müssen, Krüppel mit zerhossenen Gliedern, Sterbende in den Qualen der Krankheit, waren mir die Nerven noch ziemlich gestählt worden. Aber ich mußte, als die glückliche Familie wieder zusammen war in dem kleinen Krankenzimmer und sie aus tiefbewegtem Herzen zueinander sprachen, mich oft zum Fenster wenden, um die Tränen zu verbergen, die mir unwillkürlich in die Augen traten.

Eines schönen Tages will ich noch Erwähnung tun. Der alte Schäffer zeigte mir hundert Gulden, die er für ein Grabmal Konrads bestimmt gehabt; dafür soll nun ein Grabstein für Simon beschafft werden. So gab die dankbare Gesinnung auch dem einsamen Grab des Verwaisten seinen Schmuck.

Einige Tage später schlug auch für mich die Stunde des Abschieds. Ich hatte einen Trupp Genesender auf dem Main nach Frankfurt zu bringen. Von dort reiste ich zurück in meine Heimatgemeinde.

Nach zwei Jahren erhielt ich einen Brief von Konrad. Er war schon länger verheiratet und eben hatte ihm sein junges Weib das erste Söhnchen in die Arme gelegt, dem Großvater das erste Enkelkind.